

Hans-Joachim Eckstein

Glaube als Beziehung

Von der menschlichen
Wirklichkeit Gottes

Gott wird Mensch
Vom menschlichen
Gottesbild zum
christlichen
Menschenbild



GOTT WIRD MENSCH
VOM MENSCHLICHEN GOTTESBILD ZUM
CHRISTLICHEN MENSCHENBILD¹

Mit der Lehre von Christus, der sog. „Christologie“, haben in den letzten Jahrzehnten nicht nur der Kirche Fernstehende, sondern zunehmend auch in der Kirche Engagierte erhebliche Schwierigkeiten. Wie erklärt man einem modernen Menschen noch den Sinn des Kreuzes Jesu, der für die Seinen sein Leben gelassen hat? Wie kann man die urchristliche Freude an der leibhaftigen Auferstehung Jesu von den Toten und seiner Erscheinung vor den Jüngern heute noch teilen? Und wie soll man das Geheimnis von Weihnachten, dass Gott selbst in einem Stall zur Welt gekommen und in einem

¹ Nach Vorträgen auf dem „Christlich-Pädagogischen Symposium“ (CJD) zu dem Thema „Das christliche Menschenbild“, September 2002 in Schwäbisch Gmünd, und auf dem „Christlichen Pädagogenstag“ zu dem Thema „Gott wird Mensch. Konsequenzen für das christliche Menschenbild einer christlichen Erziehung“, Juni 2005 in Walddorfhäslach; vgl. ThBeitr 34 (2003), 270-278

Kind Mensch geworden ist, unter unseren Voraussetzungen der Neuzeit noch nachvollziehen?

Aber nicht nur das Geheimnis der Person, des Wirkens und der Passion Jesu Christi erscheint vielen eher rätselhaft; neben der „Christologie“ bereitet ihnen an den traditionellen Überlieferungen auch die dort vorausgesetzte „Anthropologie“ – d.h. die Lehre vom Menschen und das Menschenbild – ernste Probleme. Wenn der Mensch in der christlichen Tradition als „Sünder“ in den Blick kommt, dessen „Dichten und Trachten von Jugend auf böse ist“ und der deshalb auf Vergebung und Erlösung angewiesen ist, bringt das nicht wenige von uns in Verlegenheit. Gilt es inzwischen doch weithin zumindest als „unangemessen“ und „ungeschickt“, wenn nicht sogar als pädagogisch und theologisch „schädlich“ und „politisch inkorrekt“, den Menschen überhaupt auf seine *Unzulänglichkeit* und *Bedürftigkeit* anzusprechen. Haben wir nach dem vorherrschenden Menschenbild nicht vielmehr davon auszugehen, dass der Mensch an sich prinzipiell gut ist und nur durch negative soziale und politische Einflüsse und Umstände an seiner natürlichen Selbstentfaltung gehindert wird? Wie lässt sich die biblische Rede von dem Menschen als Sünder von Geburt – ja vom Anfang der Geschichte an – mit einer „gesellschaftsfähigen“

Vorstellung vom grundsätzlich lebensorientierten und liebesfähigen Menschen vermitteln?

Also beides, die Lehre von *Christus* wie die darin eingeschlossene und vorausgesetzte Lehre vom *Menschen* sind bei dem Gedanken von der „Menschwerdung Gottes“ für das neuzeitliche Denken schwer nachvollziehbar geworden. Dabei könnte man von „Gott“ an sich durchaus noch sprechen, und die Vorstellung von einem letzten Grund des Seins, von einem höheren Wesen, von dem Prinzip des Lebens oder dem Ideal der Liebe möchte wohl kaum jemand in seiner Weltanschauung missen. Im Dialog mit anderen Religionen ist die Rede von „Gott“, aber auch in ganz banalen Zusammenhängen wie bei der Floskel vom „Wettergott“ oder dem „Fußballgott“. Einem Trost und Geborgenheit suchenden Kind mag man noch vom „Lieben Gott“ erzählen und in der Stunde eigener Krankheit und Not sich auch durchaus selbst ein ungewohntes Gebet zum Himmel abringen. Im Allgemeinen aber ist unsere Rede von Gott in der Neuzeit eher unspezifisch und übertragen gemeint. Die Vorstellung von Gott als einer allmächtigen und in Raum und Zeit hinein handelnden Person, die in Jesus von Nazareth menschliche Gestalt angenommen hat, erscheint daneben eher als überholt und anstößig.

Nicht nur in Hinsicht auf unser *Gottes-* und *Welt-**bild*, unser Verständnis von Natur und Geschichte, hat sich seit der Aufklärung Entscheidendes geändert, sondern auch im Hinblick auf unser *Menschen-**bild*. Die alten Duale von Himmel und Erde, Gott und Mensch, Transzendenz und Immanenz wurden abgelöst durch ein Weltbild, das den Menschen selbst als Mittelpunkt der Welt und der Geschichte, der Vernunft und der Lebensgestaltung sieht. „Ich denke, also bin ich!“, „Ich handle, also bin ich!“, „Ich fühle, also bin ich!“ sind die Bekenntnisse des neuzeitlichen Menschen, der sich selbst als unabhängiges Subjekt seines eigenen Lebens erkannt hat. Nicht einen fremden Willen oder eine vorgegebene Bestimmung hat er zu verwirklichen, sondern vielmehr sich selbst und das von ihm als zuträglich Erkannte.

BEFREIUNG VON EINEM DÜSTEREN MENSCHENBILD?

Dass die Ablösung des alten Denkens mit seiner Vor- und Überordnung Gottes über den Menschen von vielen als Befreiung empfunden worden ist, erklärt sich zum Teil aus den traditionellen theolo-

gischen Verknüpfungen und anthropologischen Implikationen, die sich oft gerade bei ausgeprägter Frömmigkeit eingeschlichen hatten. Dann wurde aus dem Gegenüber von Gott und Mensch ein Dualismus von Gut und Böse, Licht und Finsternis, Kraft und Schwachheit, Wahrheit und Lüge, der den Menschen jeweils auf sein Unvermögen, seine Vergänglichkeit und Schuld reduzierte. Eine Erziehung in diesem Geiste konnte es sich zum Ziel nehmen, den Kindern den angeborenen Geist der Auflehnung auszutreiben und sie zur konsequenten Ein- und Unterordnung anzuhalten. Wenn das „Selbst“ des Menschen als das eigentliche Problem gesehen wurde, lagen in der Unterwerfung des „Ich“ und in der „Selbstverleugnung“ die wahren Ziele der Persönlichkeitsentwicklung. Und wenn der eigene Wille und die Selbständigkeit als Auflehnung verstanden wurden, dann galt es als erklärtes pädagogisches Ziel, dem Kind „den Willen zu brechen“ und es mit allen Mitteln – gegebenenfalls auch mit Anwendung von körperlicher Züchtigung – zum Gehorsam gegenüber einem übergeordneten Willen anzuhalten.

Angesichts einer solchen so genannten „schwarzen Pädagogik“ musste das Weltbild der Aufklärung und das Menschenbild der Neuzeit geradezu als Erlösung aus der Sklaverei und Befreiung von der

Unterdrückung erscheinen. Nicht eine fremde Macht, nicht ein Gott oder seine irdischen Stellvertreter prägten weiterhin die Geschichte und das eigene Leben, sondern der sich selbst erkennende und bestimmende Mensch. Dieser muss sich nun nicht mehr anderen Normen und Vorstellungen unterwerfen, muss nicht mehr Rücksicht nehmen auf vorgegebene Maßstäbe, sondern er kann sich selbst und seine Kriterien eigenständig schaffen und verwirklichen. An die Stelle des Schuldbewusstseins tritt der Durchsetzungswille, und an die Stelle der Rücksicht auf fremde Interessen die Selbstbehauptung. Der Mensch muss nicht länger als „böse“ und „schuldig“ beurteilt werden, denn er kommt mit guten Anlagen und unschuldig auf die Welt. Diese guten Anlagen gilt es in der Pädagogik lediglich zu *entfalten* und das eigentliche „Selbst“ gilt es zu *entwickeln*. Denn der Mensch wird als von seiner Anlage her gut bestimmt; alles, was er zu seiner Entfaltung braucht, ist bereits in ihm angelegt; es darf nur nicht behindert werden. Böse und unsozial machen ihn ausschließlich eine unangemessene, an alten Normen orientierte Erziehung und abträgliche soziale und politische Verhältnisse. An die Stelle, die in einem früheren Weltbild Gott einnahm, tritt nun der Mensch selbst, der zu erkennen meint, dass nicht Gott den Menschen zu seinem

Ebenbilde erschuf, sondern dass vielmehr er selbst, der Mensch, in seiner früheren Unreife und Ängstlichkeit die Vorstellung von Gott erschaffen habe.

SCHÖPFUNGSTHEOLOGIE STATT KREUZES- THEOLOGIE?

Freilich gibt es auch für eine Theologie im Geiste der Aufklärung noch Möglichkeiten, biblische Vorstellungen und traditionelle Muster für die neue Sicht vom Menschen auszuwerten und so die jüdisch-christliche Überlieferung auch für die eigene Sache noch fruchtbar zu machen. Dazu wurde *erstens* immer wieder die *Schöpfungstheologie* angeführt, da sie – im Unterschied zu einer erlösungs- und versöhnungsbetonten *Kreuzestheologie* – leichter mit dem ungebrochenen Selbstbewusstsein des modernen Menschen vermittelbar erscheint. Nach dieser Deutung geht es freilich bei der Schöpfungserzählung nun nicht um das Gegenüber von Schöpfer und Geschöpf, sondern vielmehr um den Menschen als das Ebenbild Gottes, und das heißt dann: als sein Stellvertreter und seine Verkörperung auf Erden, als Herrscher über die Schöpfung und das Leben. In der Rede von der „Gottebenbildlichkeit“ meint man die eigene Sicht

vom Gutsein und dem unverbrüchlichen „göttlichen“ Kern, den es nur freizulegen gilt, wiederzuerkennen. In der Zeit der Abwesenheit Gottes – oder wie es zugespitzt auch schon formuliert wurde: „nach dem Tode Gottes“ – tritt der „gottgewordene“ Mensch an dessen Stelle und übernimmt die Verantwortung für sich selbst, für die Schöpfung und die Geschichte. Während die biblische Schöpfungsgeschichte in 1 Mose 1-3 gerade die Widersprüchlichkeit des Menschen veranschaulicht, der in seinem Verlangen nach Gottgleichheit und Erkenntnis von Gut und Böse sein eigenes Menschsein und sein Leben gefährdet, propagiert eine Schöpfungstheologie ohne das Gegenüber von Gott und Mensch, von Schöpfer und Geschöpf letztlich die vertraute und verführerische Botschaft: „Ihr werdet sein wie Gott!“

Nun können wir ganz unbestreitbar gar nicht genug darauf aufmerksam machen, dass wir als Menschen selbst für unser Leben und diese Welt verantwortlich sind, dass wir uns nicht mit einer übergeordneten Wirklichkeit und mit vorgegebenen Normen entschuldigen dürfen. ‚Hier und jetzt‘ sollen wir leben, unsere Möglichkeiten ergreifen und unsere Ziele verwirklichen. Jedoch lässt uns die pathetische Rede von den unbegrenzten Möglichkeiten, der optimistischen Selbsteinschätzung und

der unbedingten Entscheidung auch gelegentlich ins Schlingern geraten. Dann torkeln wir zwischen illusorischen Allmachtsphantasien und unrealistischen Ohnmachtsgefühlen auf dem Boden der Wirklichkeit. Der Rausch des Machbaren hinterlässt bei uns einen schmerzhaften Kater des Versäumens, des Versagens und der verpassten Möglichkeiten. Denn wenn unsere ganze Zukunft ausschließlich in unserer Hand liegt, dann sind wir auch in Hinsicht auf unsere verfehlte Gegenwart, die wir als unerlöste Vergangenheit weitertragen, gänzlich auf uns allein gestellt.

DAS VORBILD JESU VON NAZARETH

Der *zweite* Bereich theologischer Umsetzung der neuzeitlichen Idee vom selbständigen und selbstbestimmten „göttlichen“ Menschen findet sich in der Orientierung an dem *vorbildlichen Menschen Jesus von Nazareth*. Dieser verkörpert in diesem Zusammenhang freilich nicht etwa den *Mensch gewordenen Gott*, sondern vielmehr den *Gott gewordenen Menschen*. Jesus repräsentiert den gegen alle falsche Rücksichten und überholte Normen sich auflehrenden Menschen, der sich selbst und seine Ideale verwirklicht und durchsetzt. In seiner

unbestechlichen Rede, in seinen radikalen ethischen Forderungen und in der Konsequenz seines ethischen Handelns kann er – auch ohne jeden religiösen Überbau – als Vorbild für das wahre Menschsein gelten. Ja als der erhöhte „Christus“, dessen Botschaft und Sache auch sein eigenes Sterben am Kreuz weit überlebte, kann er geradezu zur Chiffre für das „Selbst“ werden, das jeder in seinem eigenen Leben gegen alle Außenbestimmung, in Überwindung aller Entfremdung und trotz aller Leiderfahrung zu entfalten hat.

Freilich könnte man einräumen, dass eine Orientierung an dem *Menschen Jesus* so falsch ja nicht sein kann und wir uns für unsere heutige Gesellschaft gar nichts Besseres wünschen können, als dass sich möglichst viele Menschen die Ethik und das Verhalten Jesu zum Vorbild nähmen. Die Probleme beginnen aber auch hier wieder bei der Verkenning der eigenen Voraussetzungen und der Überschätzung der eigenen Möglichkeiten. Im jugendlichen Überschwang mögen wir noch für unser vor uns liegendes Leben an die Machbarkeit des Unmöglichen und die grundsätzliche Veränderbarkeit der Welt glauben – und wer von uns wäre nicht voller Illusionen und guter Vorsätze aus seiner Ausbildungsphase in die Praxis gegangen? Aber spätestens bei der Umsetzung unserer Ideale im

Alltag wird uns bewusst, dass wir uns nicht nur hinsichtlich unserer eigenen Kraft und Möglichkeiten, sondern zugleich auch im Hinblick auf die Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit der Realität – und damit auch der uns anvertrauten Menschen – Illusionen gemacht haben. Sollen wir unser einheitliches, ideales Weltbild unter Verleugnung unserer eigenen Wirklichkeit dennoch festhalten und unsere Erfahrung und Selbstwahrnehmung weiterhin durch Appelle und Durchhalteparolen übertönen? Oder wird der sprichwörtliche „Praxischock“ uns so abstumpfen lassen, dass wir nicht nur unsere überzogenen Ideale, sondern auf Dauer auch unsere notwendige berufliche Perspektive und uns selbst aufgeben?

Ob wir die Verpflichtung auf das Vorbild Jesu von Nazareth eher konservativ als konsequente „Leidenschaftsnachfolge“ und „Gehorsam“ Christus gegenüber bestimmen oder eher liberal bzw. neuhumanistisch von der Orientierung an dem wahren Menschen Jesus sprechen, in jedem Fall führen wir uns selbst und die Menschen, die uns anvertraut sind, in die *programmatische Selbstüberforderung*. Was ist mit der Erfahrung von Versagen und Schuld, was mit der Wirklichkeit der eigenen Grenzen und der Zwiespältigkeit selbst der gut gemeinten Handlungen? Wo bleibt unser Veränderungspathos,

wenn wir in unveränderten Situationen bei veränderungsmüden Menschen ausharren müssen? Wie können wir mit uns selbst und anderen umgehen, wenn die Orientierung an dem großen Vorbild eher die eigene Kleinheit und Inkonsequenz lähmend bewusst macht, als dass sie zu ethischer Größe und konsequenter Nachfolge motiviert?

DIE MENSCHLICHE WIRKLICHKEIT GOTTES

Nun liegt das Geheimnis dessen, was in den Evangelien des Neuen Testaments von Jesus von Nazareth berichtet wird, gerade nicht in der *Verklärung göttlicher Möglichkeiten eines Menschen*, sondern vielmehr in der *Verherrlichung der menschlichen Wirklichkeit Gottes*. Um es mit den Worten des bekannten Johannesprologs (Joh 1,1.14) zu sagen: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. ... Und das Wort ward Fleisch (d.h. ein vergänglicher, sterblicher Mensch) und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des einziggeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Es mag manche überraschen, dass angesichts der Schwächen des neuzeitlichen Menschenbildes ausgerechnet eine dogmatisch „hohe“

Christologie die Lösung bringen soll. Aber in der Tat ist gerade die Christologie, die im Himmel beginnt, diejenige, die auch wirklich die Erde erreicht; und es ist die Botschaft von der Menschwerdung Gottes in seinem eigenen Sohn, die Menschen in der „Götterdämmerung“ der eigenen Entlarvung und Ernüchterung trösten und ermutigen kann.

Aber wie wird Jesus Christus verstanden, wenn er als das einzigartige Schöpfungswort und die Selbstmitteilung Gottes, wenn er als „der Sohn Gottes“ selbst bekannt wird? Wie in allen Erzählungen, Reden und Dialogen deutlich wird, soll er als eine *Person*, nicht aber als ein Mensch „wie du und ich“ erkannt werden. Er gilt vielmehr als die persönliche Gegenwart und Zuwendung *Gottes*. Denn alles, was von Christus im Evangelium bekannt wird, ließe sich von keinem Menschen, sondern theologisch gesprochen nur von *Gott selbst*, philosophisch gesprochen nur von „*dem Sein*“ und „*letzten Grund*“, „*dem Leben*“ und „*der Liebe*“ selbst aussagen. Christus ist nicht nur einer von Millionen Lebenden, sondern alles geschaffene Leben gründet in ihm und hat an seinem Leben teil, so dass er selbst als „*das Leben*“ (Joh 1,3f; 11,25f; 14,6) verstanden wird. Er hat nicht nur erhellende Worte und ist nicht nur eine lichtreiche

Persönlichkeit, sondern er ist selbst „*das Licht*“, in dem alles besteht und lebt (Joh 1,4; 8,12). Er spricht nicht nur die Wahrheit und lehrt nicht nur Verbindliches, sondern er ist selbst „*die Wahrheit*“ (Joh 14,6) und damit Maßstab und Kriterium der Wirklichkeit. Er ist nicht nur ein „*Seiender*“, sondern „*das Sein*“ selbst, nicht nur ein „*Liebender*“, sondern die „*Liebe in Person*“, denn „*Gott ist die Liebe!*“ (1 Joh 4,8.16).

Bei einer so tiefgründigen Bestimmung der Menschwerdung Gottes erscheint auch das Gegenüber von Gott und Mensch in einer völlig anderen Perspektive. Es geht bei dem Menschenbild des Evangeliums – speziell des Johannesevangeliums – nicht primär um ethisches Versagen und moralische Schuld, nicht um Minderwertigkeit und Unmündigkeit. Vielmehr wird das Angewiesensein des Menschen auf Gott als ein ganz grundsätzliches und prinzipielles verstanden. Der Mensch ist als Geschöpf auf Gott als seinen Schöpfer angelegt – und dies ganz selbstverständlich, und nicht nur aufgrund von Scheitern und aus Verlegenheit. Als Lebender bedarf er stets des Lebens und könnte ohne dies nicht einen Augenblick alleine leben. Die Seienden partizipieren am Sein; und die Liebenden verkörpern die Liebe.

So kommt das Gegenüber von Gott und Mensch

gerade nicht als lebenshinderlich und abwertend in den Blick, sondern umgekehrt als lebensfördernd und aufwertend. Der Mensch ist auf Beziehung hin angelegt und kann sich als das isolierte Ich gerade nicht in angemessener Weise selbst entfalten. In der Erfahrung von Liebe wird er liebesfähig und infolge von erlebter Zuwendung lernt er, sich selbst in ausgewogener Weise anderen zuzuwenden. Nicht dass er schwach und angewiesen ist, erscheint dann als das Grundproblem des Menschen, sondern vielmehr, dass er mit dieser Offenheit und eigenen Begrenztheit nicht wahrhaftig umgeht. Als „Sünde“ und „Verfehlung“ gelten somit nicht nur Abweichungen vom eigenen Selbstbild und Unzulänglichkeiten im eigenen Verhalten, sondern vielmehr die lebensabträgliche und liebeshindernde Verschlossenheit gegenüber dem Gott, der als *das* Leben und *die* Liebe selbst verstanden wird.

LIEBENSWÜRDIG ODER WÜRDIG GELIEBT?

Nun sind mit den Kategorien der „Beziehung“ und der „Liebe“ die Missverständnisse hinsichtlich der göttlichen Hinwendung zum Menschen und der menschlichen Relation zu Gott noch keineswegs alle ausgeschlossen. Auch „personale Beziehun-

gen“ können durchaus lebensabträglich sein, und es gibt Formen der Zuwendung, die alles andere als aufwertend und befreiend wirken. In der Sozialpsychologie und der Pädagogik haben wir die begriffliche Unterscheidung von „konditionierter“ und „nichtkonditionierter Annahme“ kennen gelernt. Wenn Zuwendung an das Wohlverhalten und die Wohlgefälligkeit des Gegenübers gebunden ist, dann sprechen wir von „bedingter“ Annahme, denn sie ist sowohl an „Vorbedingungen“ geknüpft als auch als solche „vorbehaltlich“. In Wahrheit bezieht sich eine solche Zuneigung nicht auf die Person selbst, sondern auf bestimmte Aspekte, Eigenschaften oder Qualitäten der Persönlichkeit. Die Wertschätzung gilt dann nicht dem Menschen an sich, sondern vielmehr seinen attraktiven Seiten und erwartungskonformen Verhaltensweisen. Da eine solche Art von Anerkennung und Liebe nicht bedingungslose Zuwendung ist, sondern in Wahrheit erarbeitet und erkaufte werden muss, enttäuscht sie nicht nur die „Ungeliebten“, sondern zugleich auch die vermeintlich „Geliebten“. Denn sie müssen „liebenswert“ sein, um die Zuwendung zu erlangen, die sie eigentlich voraussetzungslos brauchen; und sie müssen sich „liebenswürdig“ verhalten, um die Aufwertung zu erfahren, die sie doch unbedingt auf ihre eigene Person beziehen wollen.

Vielmehr gewinnen wir als Menschen unsere Zuversicht, unsere Sicherheit und unser Glück aus Beziehungen, in denen wir uns bedingungslos und umfassend geliebt und anerkannt wissen. Wenn wir erleben, dass wir uns nicht erst durch unser Verhalten als „liebenswert“ erweisen müssen, um Zuwendung zu empfangen, werden wir frei davon, uns nur von unseren Leistungen her zu verstehen und uns von unseren Erfolgen abhängig zu machen. Es gibt keine Voraussetzungen mehr, die wir in unserem Leben zuerst erfüllen müssen, um Anerkennung und Liebe zu gewinnen, sondern die Liebe selbst wird zur Voraussetzung und Grundlage unseres Lebens. Das „eigentliche“ Lebensglück steht dann nicht länger in eine unbestimmte Zukunft hinein aus, sondern es kann hier und jetzt gewonnen und gestaltet werden. Auf diese Weise müssen wir nicht fortwährend der Anerkennung nachjagen und ständig neue Bedingungen erfüllen, von denen wir unser Glück abhängig machen, sondern wir können anfangen zu *sein*.

Wenn wir erleben, dass die Liebe eines anderen nicht nur unseren „liebenswerten“ Seiten, sondern *uns selbst* umfassend gilt, bekommen wir den Mut, uns zunehmend auch mit unseren Schattenseiten auseinander zu setzen und uns zu sehen, wie wir wirklich sind. Wir müssen ja nicht länger fürchten,

durch unsere Wahrhaftigkeit und Offenheit die Zuwendung wieder zu verlieren. Im Gegenteil, weil *wir* geliebt werden und nicht nur die Rollen, die wir spielen, kann es die Beziehung nur vertiefen, wenn wir dem anderen und uns nicht länger etwas vormachen, sondern ehrlich werden.

So bewirkt gerade die Liebe, die uns bejaht, wie wir sind, dass wir uns verändern, und die unbedingte Annahme bringt uns dahin, dass wir ihr zunehmend auch durch unser Verhalten entsprechen. Nichts ist für uns überwältigender als die Erfahrung uneingeschränkter Liebe. Sie ist – gerade indem sie voraussetzungslos und bedingungslos gilt – für uns so *folgenreich* und *prägend* wie kein anderes Erleben.

VON DER UNBEDINGTEN ZUWENDUNG GOTTES

Wenden wir diese Differenzierung von „bedingter“ und „unbedingter Annahme“, von „konditionierter“ und „nicht konditionierter Zuwendung“ auf die verschiedenen Vorstellungen von Glauben und auf die unterschiedlichen Ausformungen des Gottes- und des Menschenbildes an, dann mögen die Beispiele für eine *vorbehaltlich* erlebte religiöse Anerkennung und eine *konditionierende* und gesetz-

lich *einschränkende* Frömmigkeit empirisch durchaus überwiegen. Wie soll ein fehlbarer Mensch sich auch gegenüber einem als vollkommen vorgestellten Gott so profilieren, dass er vor ihm als gerecht erscheint? Wie kann ein Mensch die anstrengende Rolle des Liebenswerten und Liebenswürdigen vor einem Gott durchhalten, dessen vornehme Eigenschaft es ist, selbst die Gedanken und das Herz der Menschenkinder zu durchschauen? Nicht befreiend, sondern erdrückend wie ein übermächtiger strenger Vater wirkt dann das Gottesbild auf den, der ihm entsprechen will. Und der Vergleich mit der Vollkommenheit und Vorbildlichkeit Jesu von Nazareth wird den, der sich aus eigener Kraft so redlich, aber aussichtslos um Nachahmung bemüht, in *Selbstbetrug* oder *Verzweiflung* treiben. Diese Art der Konditionierung hat die Frömmigkeit jahrhundertlang – und teilweise bis heute – gefesselt und gekettet.

Die grundlegende reformatorische Erkenntnis Martin Luthers von der „Rechtfertigung des Menschen durch Gott allein im Glauben, allein aus Gnade und allein in Christus“ lässt sich kaum treffender als mit dieser Differenzierung von konditionierter und nicht konditionierter Annahme entfalten. Es geht auch hier um die grundlegende Alternative: Wird der Mensch „gerechtfertigt“ und anerkannt,

weil er sich durch seine Gesinnung und sein Verhalten als „gerecht“ – d.h. den Vorgaben und Normen entsprechend – erwiesen hat, oder wird er durch Gottes Zuwendung und Gnade voraussetzungslos „freigesprochen“ und in das „richtige“ – d.h. „gerechte“ – Verhältnis zu Gott versetzt? Liebt Gott den Menschen, insofern sich dieser als liebenswürdig zeigt und liebenswert verhält, oder erkennt sich umgekehrt der Mensch als wertvoll und würdig, weil er sich von Gott geliebt und durch seine Zuwendung wertgeschätzt weiß?

Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes und von der Inkarnation seines Wortes wurde von Anfang der Evangeliumsverkündigung an als unmissverständliches Zeugnis von Gottes voraussetzungsloser und unbedingter Zuwendung zur „Welt“ – d.h. zu einer Gott gegenüber verschlossenen und ihm nicht zugewandten Menschheit – verstanden. Oder um es wieder mit den bekannten Worten des Johannesevangeliums zu formulieren: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde“ (Joh 3,16f).

In dem Maße, wie wir andere wertschätzen, teilen

wir uns ihnen mit. Wir schenken denen, die wir lieben, Zeit, Aufmerksamkeit, Zuwendung und Vertrauen. Sosehr wir uns schon in jeder unserer Mitteilungen auch ein Stück selbst mitteilen, so sehr gilt es als herausragendes Merkmal einer unbedingten Zuneigung und unbegrenzten Liebe, wenn wir die Bereitschaft haben, jemandem nicht nur Zeit, Geld oder Worte zu schenken, sondern uns selbst offen und ungeschützt mitzuteilen. Wir erkennen die gegenseitige Liebe an der Bereitschaft zur persönlichen Hingabe. Und wenn jemand bereit ist, für die, die er liebt, sogar sein eigenes Leben einzusetzen, sprechen wir von einer grenzenlosen und unbedingten Liebe. Oder wie es Jesus zu seinen Jüngern als seinen Freunden beim Abschied vor seiner Gefangennahme formulierte: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde“ (Joh 15,13).

VON DER WÜRDE DES GELIEBTEN MENSCHEN

Worin liegt also die Bedeutung des zentralen christlichen Bekenntnisses von der Menschwerdung Gottes für das Menschenbild? Von vielen möglichen Gesichtspunkten kamen für uns vor allem zwei Aspekte in den Blick: *Erstens* wird die

Erfahrung der unbedingten und voraussetzungslosen Selbstmitteilung Gottes und seiner persönlichen, verbindlichen Hingabe an die Welt als Ausdruck einer grenzenlosen Zuwendung und Wertschätzung erfahren. Die Bereitschaft zur Menschwerdung Gottes steht für die vorbehaltlose und nicht konditionierte Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen, des himmlischen Vaters zu seinen Kindern, des Christus zu seinen Freunden. Die Frage, wie sich Gott als das Sein und die Liebe zu seinen Menschen in ihrem Angewiesensein und ihrer Bedürftigkeit verhält, ist nicht offen, sondern eindeutig und überwältigend zu unseren Gunsten entschieden.

Zugleich und *zweitens* ist mit der theologischen Erkenntnis, dass in Jesus von Nazareth Gott selbst in menschlicher – d.h. angewiesener und vergänglicher – Gestalt unter uns wohnte und unsere Schwachheit und Sterblichkeit mit uns teilte, eine grundlegende *Veränderung der menschlichen Situation* und des *Weltbildes* verbunden. Das Gegenüber von Gott und Mensch, Allmacht und Schwachheit, Liebe und Bedürftigkeit, Ewigkeit und Vergänglichkeit muss nicht länger verleugnet und kompensiert werden, weil die scheinbaren Gegensätze in der Selbsthingabe Gottes *versöhnt* sind. Selbstentfaltung des Menschen und Verherrlichung

Gottes bilden keinen Gegensatz mehr, weil sich der Schöpfer in der Lebensentfaltung seiner Geschöpfe verherrlicht und die Geschöpfe in ihrer Offenheit und Zugewandtheit gegenüber dem Schöpfer zu sich selbst finden. In der Christuserkenntnis kommen Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis des Menschen zu einer lebenseröffnenden *Vermittlung*. Gott kam zu den Menschen, damit die Menschen endlich zu Gott kommen; Christus wurde arm und verachtet, damit wir an seinem Reichtum und an seiner Herrlichkeit teilhaben können. Das Leben scheute den Tod nicht, so dass in Zukunft keiner mehr ohne Hoffnung auf sein Leben sterben muss. Das Licht scheint in der Finsternis, so dass die, die der Dunkelheit ausgeliefert waren, nunmehr inmitten ihrer Welt den Glanz und die Herrlichkeit – nicht nur eines Menschen, sondern – ihres Gottes sehen.

Was beide Aspekte – den der Offenbarung des Gottesbildes und den der Verwandlung des Welt- und Menschenbildes – verbindet, ist die Betonung einer ungekannten *Würde des Menschen*, die nicht erst durch die eigene Selbstentfaltung gewonnen werden muss und die auch durch die eigene Unzulänglichkeit nicht widerlegt werden kann. Indem Gott seiner Welt nicht nur Worte, sondern sein eines und entscheidendes Wort in Person mitgeteilt

hat, vermittelt er ihnen eine *Wertschätzung* und *Bedeutsamkeit*, die sie zuvor nicht ahnen konnten. In dieser Gestalt uneingeschränkter Selbsthingabe Gottes findet der Mensch gerade in der Wahrnehmung *Gottes* uneingeschränkt zu sich *selbst*.

Dass die Erkenntnis dieser voraussetzungslosen Zuwendung Gottes gleichwohl *nicht folgenlos* bleiben kann, sondern ihrerseits zur *Erwiderung* der Anerkennung und zur *Weitergabe* einer solchen Wertschätzung drängt, ist gerade das Geheimnis einer nicht konditionierten Liebe. Denn während die *bedingte* Liebe den Menschen daran hindert, so zu werden, wie es von ihm erwartet wird, bewirkt die *bedingungslose* Liebe, dass der Mensch ihr so entsprechen will, wie sie es gar nicht als Bedingung verlangt hat.

Freilich erscheint eine „Selbstentfaltung“ in diesem Sinne nicht mehr als Ausdruck einer verzweifelten Suche nach Anerkennung und Selbstbehauptung oder als Selbstüberforderung angesichts überzogener und gesetzlicher Normen, sondern als ein ganz neues und in Liebe und Einsicht gegründetes Gebot der Stunde: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander lieb habt. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger

seid, wenn ihr Liebe untereinander habt“ (Joh 13,34f). – „Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger. Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe!“ (Joh 15,8f)

Bücher von Hans-Joachim Eckstein:

Eine Trilogie zu den drei Wesensmerkmalen christlicher Existenz "**Glaube - Liebe - Hoffnung**" bilden die folgenden Bücher mit Gedanken, Gedichten und Meditationen:

Ich habe meine Mitte in Dir

Schritte des Glaubens

Hc.; 128 S., Nr. 393.538, ISBN 3-7751-3538-3 Zu den Themen: *Glaube* und *Alltagsbewältigung*

Du liebst mich – also bin ich

Gedanken – Gebete – Meditationen

Hc.; 160 S., Nr. 393.633, ISBN 3-7751-3633-9

Zu den Themen: *Liebe* und *Persönlichkeitsentfaltung*

Du hast mir den Himmel geöffnet

Perspektiven der Hoffnung

Hc.; 176 S., Nr. 393.787, ISBN 3-7751-3787-4

Zu den Themen: *Hoffnung* und *Lebensgestaltung*

Lass uns Liebe lernen

Hc.; 112 S., Nr. 393.599, ISBN 3-7751-3599-5

Was hat erotische Liebe mit Gott zu tun? Die persönlichen Gedanken regen dazu an, die Erfahrungen und Möglichkeiten der partnerschaftlichen Liebe wie auch des Glaubens neu zu entdecken.

Glaube, der erwachsen wird

Hc., 112 S., Nr. 391.148, ISBN 3-7751-1148-4

Wenn der Glaube erwachsen wird, sucht er nach einer neuen, reifen Ursprünglichkeit, die zum Leben befähigt und den kritischen Rückfragen standhält.

Zur Wiederentdeckung der Hoffnung

Grundlagen des Glaubens

Hc.; 144 S., Nr. 393.898-6, ISBN 3-7751-3898-6

Spannende theologische Entfaltungen des Evangeliums
Zu den Themen: Hoffnung und Auferstehung, Frage nach Gott, Evangelium und Rechtfertigung

Der aus Glauben Gerechte wird leben

Beiträge zur Theologie des Neuen Testaments

BVB 5, 288 S., 20,90 EUR, br., ISBN 3-8258-7036-7

Wissenschaftlich-theologische Aufsätze zu Paulus und den Evangelien

Bibel-Anstreichsystem

Mit Verzeichnis biblischer Begriffe

Gh., 32 S., Nr. 391.442, ISBN 3-7751-1442-4

Eine ideale Hilfe fürs Bibellesen. Die wichtigsten Bibelstellen zu 67 zentralen Begriffen und Themen. Mit Anregungen zu einer systematischen Kennzeichnung von Kernstellen durch Farben und Symbole.